Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 96 (2000)

Heft: 1

Artikel: Synthese und Indiz : zwei Arten von Kulturgeschichte

Autor: Mathieu, Jon

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118055

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LS 39 DAA 800: 96(2000)
Schweizerisches Archiv für Volkskunde 96 (2000), 1–13

Synthese und Indiz
Zwei Arten von Kulturgeschichte

Jon Mathieu

Unter den vielen Möglichkeiten für einen wissenschaftlichen Umgang mit kulturellen oder soziokulturellen Entwicklungen lassen sich zwei stark kontrastierende auseinanderhalten. Der eine Weg führt durch die Theorielandschaft: Man kann von einem (prozessualen) Leitkonzept ausgehen und es, auch mit geringem empirischem Aufwand, auf seine Validität befragen, gegebenenfalls dekonstruieren und rekonstruieren. Dies ist eine Methode, welche vor allem der begrifflichen Kohärenz und Erneuerung in den betreffenden Disziplinen zugute kommt. Der andere Weg führt über Indizien: Man kann sie als empirische Ausgangspunkte benutzen für die Entdeckung von wenig beachteten Trends oder von wenig bekannten Aspekten eines bekannten Trends. Diese Detailarbeit am Material hat die Dignität des Individuellen und bietet ein offenes Potenzial von überraschenden Einsichten.

Der folgende Text veranschaulicht die beiden Arten historischer Kulturforschung an zwei Beispielen. Einer älteren international vielbeachteten Synthese, nämlich der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, wird ein wenig untersuchtes, aus zwei Buchstaben bestehendes Indiz gegenübergestellt. In beiden Fällen geht es um vergleichbare Themen, in beiden Fällen soll hier die Forschungspraxis, also die konkreten Umstände der Begriffsbildung, Rezeption, Umsetzung, Quellenlage, im Vordergrund stehen und vor allem an schweizerischen Verhältnissen beleuchtet werden. Ziel der Ausführungen ist es, Anregungen für einen differenzierten Umgang mit kulturellen Entwicklungen zu vermitteln und dabei auf Gefahren und Chancen einer Langzeitperspektive hinzuweisen. In der gegenwärtigen Diskussion um die Methoden einer «neuen Kulturgeschichte» wird dieser Perspektive nach meinem Dafürhalten zu wenig Beachtung geschenkt. Zur Verbesserung ihres wissenschaftlichen Status, so eine These des Textes, sollte sich die Kulturgeschichte mehr auf die zeitliche Dimension der Phänomene als auf ihre Synthetisierung konzentrieren.[1]

Der Prozess der Zivilisation

Wann und wo die einzelnen Teile der Zivilisationstheorie von Norbert Elias (1897–1990) konzipiert und geschrieben wurden, ist bisher nicht wirklich geklärt, doch dramatisch waren die Umstände der Entstehung auf jeden Fall. Nach seiner Dissertation im Fach Philosophie arbeitete Elias ab 1930 am Soziologischen Seminar der Universität Frankfurt, untergebracht im Gebäude des Instituts für Sozial-

forschung, der nachmals berühmten «Frankfurter Schule». Die Machtergreifung der Nationalsozialisten Anfang 1933 liess dem deutsch-jüdischen Wissenschaftler und seinem links-intellektuellen Milieu keine Chance. Elias reiste zunächst auf Arbeitssuche in die Schweiz, hielt sich dann zwei Jahre in Paris auf und emigrierte im Herbst 1935 nach England, wo er lange Zeit bleiben sollte. In der Pariser Periode, so erinnerte er sich später, sei es schon vorgekommen, dass er Hunger litt und Bekannte um einen Imbiss anhalten musste. Bei seiner Ankunft in London wandte er sich an eine jüdische Flüchtlingsorganisation und erhielt Unterstützung für ein Buchprojekt, gerade ausreichend, um eine Zimmermiete und Lebensmittel zu bezahlen. Laut den Interviews, die er als spät Berühmtgewordener seit den 1970er-Jahren gab, besass er damals noch keine klare Vorstellung von seinem Buch. Er habe einfach die ganze Zeit in der Bibliothek des British Museum verbracht und fast zufällig alles gelesen, was ihm von Interesse schien. Dabei sei er auf die Manierenbücher verschiedener europäischer Länder gestossen, an denen ein langfristiger vom Spätmittelalter bis ins 19. und 20. Jahrhundert reichender Wandel alltäglicher Verhaltensweisen und Affektlagen deutlich geworden sei. Den statischen psychologischen Lehren, die ihm bekannt gewesen seien, habe dies direkt widersprochen – Grund genug zur weiteren Forschung.[2]

Es gibt allerdings auch Gründe, diese öffentlich erinnerte Zufallsversion nicht ganz beim Wort zu nehmen. Die Arbeit am zweibändigen Werk «Über den Prozess der Zivilisation», das nach einer komplizierten Druckgeschichte 1939 in Basel erschien, muss vor der Londoner Zeit begonnen haben. Im ersten Band erwähnt der Autor «eine Reihe von Vorarbeiten, die notwendig waren», dankt für das Interesse befreundeter Persönlichkeiten während der Pariser Arbeit und datiert sein Vorwort auf September 1936. Auch sonst ist der Einfluss seines intellektuellen Werdegangs auf das Werk offensichtlich. Wenn man entscheiden müsste, ob Elias vom Speziellen zum Generellen kam oder vom Generellen zum Speziellen, wäre die zweite Version bestimmt vorzuziehen: Er hat sich in seinen langen Lehrjahren vom (Geschichts-)Philosophen zum (historischen) Soziologen mit Blick auch für individuelle Verhaltensweisen und Befindlichkeiten gewandelt.[3]

Das Buch über den Zivilisationsprozess gilt daher heute als Werk, das Theorietraditionen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts fortführt. Wie jene Traditionen erhebt es einen hohen Allgemeinheitsanspruch (mit seiner Hinwendung zu globalen Fragen wurde der Anspruch von Elias im Alter noch gesteigert). Anders als damalige Hauptströmungen billigt es aber alltäglichen Verrichtungen gleichzeitig einen hohen Erkenntniswert zu. Das Verhalten bei Tisch und im Schlafraum, das Schneuzen und Spucken, die Einstellung zu den «natürlichen Bedürfnissen» werden damit zu legitimen Gegenständen des wissenschaftlichen Interesses. Im Einzelnen erweist sich der Zivilisationsprozess als komplexes, facettenreiches Buch mit vielen Beobachtungen empirischer und theoretischer Art. Zentral ist die These, dass sich die Kontrolle über elementare persönliche Impulse langfristig stark erhöht habe. Mit der zunehmenden sozialen Verflechtung und vor allem mit der Staatsbildung sei eine Pazifizierung der Gesellschaft und Domestizierung der Sub-

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

jekte verbunden gewesen. Der gesellschaftliche Zwang habe sich zum kaum mehr wahrgenommenen, verinnerlichten Selbstzwang entwickelt.[4]

Diese vielfach vorgetragene (und variierte) These dürfte nicht unwesentlich zur spektakulären Karriere beigetragen haben, welche das Buch und der Autor in den 1970er-Jahren machten. 1969 entschloss sich ein Berner Verlag, das über 800 Seiten zählende Werk neu herauszugeben, den Durchbruch brachte dann eine Taschenbuchausgabe von 1976 bei Suhrkamp: Bis kurz nach seinem Tod im Jahre 1990 avancierte Elias vor allem mit seiner Frühschrift zum Bestsellerautor des grossen Frankfurter Verlags. Unterstützt wurde der Aufstieg durch starkes Medieninteresse an seiner Person und an seinem eigenständigen Lebensweg am Rand der akademischen Zentren, der ihn schliesslich zu hohen kulturellen und staatlichen Auszeichnungen führte. In den Niederlanden und in Deutschland hatten sich schon vorher mehr oder weniger verschworene Elias-Zirkel gebildet, der Keim jenes internationalen Netzwerks von WissenschaftlerInnen, die sich heute der Figurations- oder Prozess-Soziologie verpflichtet fühlen. Seit 1997 gibt die Norbert-Elias-Stiftung die kritische wissenschaftliche Ausgabe des umfangreichen Gesamtwerks heraus.[5]

Zwei Mal Zürcher Geschichte

Am Tag, an dem ich diese Zeilen schreibe, umfasst die Liste von Exponenten des genannten Netzwerks Personen aus zahlreichen Ländern bis hin nach Australien, aus der Schweiz wird niemand angeführt. Die Schweiz war Schauplatz der ersten Auflagen, auch Schauplatz einer gewissen Rezeption und internationalen Vermittlung des Zivilisationsbuchs während der Kriegs- und Nachkriegszeit. Aber vieles spricht dafür, dass erst der Elias-Boom in anderen Ländern zu einer verbreiteten Lektüre führte. Dies ist nicht der Ort für eine vertiefte Rezeptionsgeschichte. In der schweizerischen Geschichts- und Kulturwissenschaft, soviel scheint mir gesichert, wird die Theorie des öfteren mündlich diskutiert und gelegentlich zitiert, doch argumentativ unterlegte publizierte Positionsbezüge sind aufs Ganze gesehen selten.[6] Schauen wir uns zwei dieser Ausnahmen an, um den Umgang mit kulturellen Entwicklungen von der theoretischen Praxis her zu betrachten.

Balz Spörry fasst eine Studie zur Sozialgeschichte von Literatur und Leser im Zürcher Oberland während des 19. Jahrhunderts unter dem Titel «Literarisierung im Prozess der Zivilisation – ein Modellentwurf» zusammen; für einzelne Fragen hat er sich persönlich mit Elias in Verbindung gesetzt. Er zeigt den Wandel von einer auf oraler Kommunikation basierenden Gesellschaft zu einer literarisierten, heterogeneren Gesellschaft (zunehmende Unterscheidung der Rezipientengruppen von Lesestoffen). Ausgehend von der Frage, ob die Literarisierung «moderne» Mentalitäten erzeuge, präsentiert er eine Reihe von Hinweisen, dass sich während desselben Zeitraums in vielen Bereichen ein sozial differenzierter «Zivilisationsschub» vollzogen habe (punkto Dorfschlägereien, Essmanieren, Schneuzen, Sprache, Kleidung, Reinlichkeit usw.), um dann zum Schluss zu kommen, dass nicht die

Literarisierung die Mentalitäten verändere, sondern der Wandel gesellschaftlicher Wahrnehmungsstrukturen die Literarisierung ermögliche; erst in einer zweiten, allerdings mit der ersten verflochtenen Phase sei der umgekehrte Einfluss spürbar. Mit der Literarisierung bildeten sich Instanzen, welche die Lektüre in hohe und niedrige Sphären einteilten (Schunddebatte). Diese Zuweisung, so Spörry, sei nicht so sehr Ausdruck von Distinktionsbedürfnissen, sondern richte sich nach dem erreichten «Zivilisationsstandard»: Die zivilisierten Lehrer und Pfarrer stigmatisierten die «bestialischen», an unkontrollierte Affekte und Triebe appellierenden Lesestoffe und deren Konsumenten. Insgesamt habe also «auch im Zürcher Oberland» eine Ummodellierung menschlicher Verhaltensweisen im Sinne der Zivilisationstheorie stattgefunden.[7]

Anders verlief die Entwicklung, wenn wir Albert Wirz glauben dürfen, in Zürich selber. Dort eröffnete Maximilian Oskar Bircher-Benner, der Erfinder des Birchermüesli, im ausgehenden 19. Jahrhundert zunächst eine Arztpraxis in einem Arbeiterquartier und dann eine reformorientierte Klinik in einer Villengegend. Wirz widmet diesem schweizerischen Ernährungspionier ein litererarisch gehaltenes Buch, das auch den amerikanischen Erfinder der Cornflakes einbezieht und mit vielen Rück-, Seiten- und Ausblicken die «Moral auf dem Teller» bis hin zur «Grammatik des Essens» thematisiert. Wenn es ums Essen geht, liegt Elias nahe. Der Autor versichert denn auch, er habe die Zivilisationstheorie aufmerksam studiert, nur sei er von diesem Zugang zu den Problemen des Alltags im neuzeitlichen Europa alles andere als überzeugt: «... so bestechend die Theorie, so falsch ist sie; denn Affektkontrolle gehört zu jeder Gesellschaft, ob gross oder klein, ob primitiv oder zivilisiert, ob arm oder reich; alles andere ist ein Mythos. Was sich in der Zeit und von Kultur zu Kultur, von Gruppe zu Gruppe unterscheidet, ist, denke ich, weniger das Mass der inneren Kontrolle als ihre Ausprägung, die sich stetig wandelt, und der Bereich, wo sie sich manifestiert. Arbeiter mögen sich bei Tisch ungehobelt benehmen, dafür sind ihre Moralvorstellungen umso strikter; sie mögen sich schneller prügeln als Bürger, doch würden sie es nie wagen, so raffgierig wie jene zu sein. (...) Bei genauerem Hinschauen erweist sich Norbert Elias' Zivilisationstheorie als eine leicht verbrämte Version der unilinearen imperialistischen Weltsicht des 19. Jahrhunderts, die die Erfahrungen des europäischen Bürgertums verabsolutiert und zum Massstab für die Welt erhebt. Umso überraschender die breite Zustimmung, auf die seine Werke in den letzten zehn, zwanzig Jahren vor allem in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft gestossen sind. Noch scheinen die Erkenntnisse der neueren sozialanthropologischen Forschung nicht ‹über den Rhein› gekommen zu sein.»[8]

Ein Prozess zuviel

Zwei Mal Zürcher Geschichte – 1987 warmer Zuspruch zur Zivilisationstheorie, 1993 pointierte Ablehnung. Stehen wir vor einem Beleg für die verschiedenen von

Peter Burke skizzierten Phasen der Elias-Rezeption von der anfänglichen Begeisterung über die Kritik hin zur Assimilation? Diese Interpretation wäre wohl allzu glatt, persönliche Umstände und Hintergründe dürften hier wichtiger gewesen sein.[9] Wie dem auch sei, auf Empirie können sich beide Urteile nur beschränkt berufen, denn keiner der Autoren konzentriert sich natürlich auf jene langen Perioden, die Elias zu seiner Spezialität gemacht hat. Solche Inkongruenzen vermindern die Chancen einer erfahrungsgesättigten Auseinandersetzung und geben symbolischen Aspekten bei der Theoriebeurteilung grösseres Gewicht. Von Elias wurde die Beobachtungsperiode denn auch mehrfach für eine Schelte der etablierten Geschichtswissenschaft genutzt: Die Kurzsichtigkeit und Detailkrämerei der Historiker erlaube nur eine Synthese auf niedrigem Niveau und gehe einher mit starker Ideologieanfälligkeit.[10] Formulieren wir unsere Position in ähnlich angriffiger, um nicht zu sagen unzivilisierter Manier. Erstens: Langzeitperspektiven schützen nicht vor ideologischer Schieflage, zweitens: hochsynthetische Modelle können den Blick für kulturelle Trends gerade verstellen. Diese Lehren sollte man, wie ich meine, aus den vielen Debatten ziehen, die den Elias-Aufstieg begleiteten und weiterhin begleiten.

Erstens: Es ist der Theorie nicht gelungen, den Zivilisationsbegriff aus seiner (von Wirz angedeuteten) historischen Belastung herauszulösen und wissenschaftlich zu neutralisieren. Elias hat dem Manierenkapitel zwar ein ausführliches Kapitel über die Entwicklung der Begriffe «Zivilisation» und «Kultur» vorausgeschickt. Doch er interpretiert ihre Geschichte auf problematische Weise[11], und vor allem hat er, was selbst führende Prozess-Soziologen zugestehen, nicht systematisch zwischen Zivilisation mit und ohne Anführungszeichen unterschieden. So kann man umstandslos Argumente akzeptieren, die von «zivilisierenden» Instanzen selber vorgebracht wurden (die Studie von Spörry als warnendes Beispiel). Dass Elias' Begriff der Zivilisation ein kritisches Mass an ideologischer Sättigung überschreitet, zeigen die vielen, teilweise heftigen Eurozentrismus-Vorwürfe an seine Adresse. Ich denke auch nicht, dass sich die Theorie verbessert, wenn man sie mit einem Gegenbegriff anreichert, also *Zivilisierung* und *Entzivilisierung* zu einem stehenden Begriffspaar macht, wie es sich in der aktuellen Debatte einbürgert. An Verschwommenheit besteht ja kein Mangel.[12]

Zweitens: Mangel besteht hingegen an operationalisierbaren Kriterien für die zentral gesetzte langfristige Entwicklung zum Selbstzwang und deren historische Einordnung. Sehr synthetische Modelle, wie sie Elias als letztes Ziel wissenschaftlicher Anstrengung ausgibt, erschweren die Kontrolle einzelner Zusammenhänge und verringern die Achtsamkeit bezüglich eigener Erfahrungen und Prämissen. Die Zunahme des Taschentuch-Schneuzens in Europa mag eine gut dokumentierte Tatsache sein, aber nichts sagt uns, das wir dem Trend dank seiner Synthese gerecht werden. Burke nennt in diesem Zusammenhang das Beispiel der kanadischen Indianer, die entsetzt waren, als Jesuiten-Missionare Taschentücher benutzten, um sich die Nase zu putzen: In ihren Augen war diese Sitte unrein. Besonders deutlich wird die Gefahr der theorieinduzierten Überinterpretation bei jenen Trends, die

man heute der *Informalisierung* zuordnet und früher als Lockerung der Sitten bezeichnete. Angenommen, man könne genau belegen, dass es sich in vielen Fällen um «a highly controlled decontrolling of emotional controls» (Elias) gehandelt habe, ja dass die Anforderungen an das Selbst unter Umständen gestiegen seien.[13] Müsste man dann nicht untersuchen, ob die Formalisierung, das heisst der subjektbezogene Kern des Zivilisationsprozesses, umgekehrt Elemente der Selbstbefreiung enthielt?

Soziale Distanzierungen

Ein Verdienst von Norbert Elias ist es, Aspekte des Alltagslebens ins Zentrum eines auch theoretischen Interesses gestellt zu haben. Der Versuch, alle denkbaren Prozesse auf einen einzigen zu beziehen, wenn nicht zu reduzieren, hat aber einen ahistorischen Beigeschmack, der an jenen «philosophischen Absolutismus» erinnert, den er zeitlebens bekämpfte. Auch seine interessante figurationssoziologische Auflösung oder Leugnung der Makro-Mikro-Problematik verspricht daher mehr als sie hält. Die Trenddiskussion muss also immer von neuem beginnen – zum Beispiel bei den Buchstaben c. v. und s. v., als deren Entdecker ein amerikanischer Historiker gelten kann. Viele von uns haben diese und ähnliche Initialen in älteren Texten auch gesehen, ohne ihnen weitere Beachtung zu schenken. David Warren Sabean hat in einem kürzlich publizierten Aufsatz über soziale Distanzierungspraktiken eine überraschende Geschichte daraus gemacht, die für die Produktion von Trends aus einer Mikroperspektive exemplarischen Charakter hat und sich folgendermassen zusammenfassen lässt.[14]

Cum venia

C. v. steht für *cum venia* und heisst «mit Ihrer Erlaubnis», s. v. oder *salva venia* lässt sich übertragen mit «bitte um Entschuldigung», «ohne Euer Wohlwollen (Gnaden) zu verletzen». Diese Formeln entwickelten sich im Laufe der frühen Neuzeit zu routinemässig verwendeten Einschüben, mit denen Amtspersonen aller Stufen entsetzliche, unflätige, blasphemische oder auch nur unfeine Ausdrücke in ihren Schriften markierten, um sich davon zu distanzieren. Am Ende der Periode konnten Texte der deutschen bürokratischen Prosa, wie der Autor die Gattung nennt, über und über mit c. v. und s. v. besprenkelt sein. Im Herzogtum Württemberg, dem primären Untersuchungsgebiet, scheint der Brauch während des 16. Jahrhunderts aufgekommen zu sein. Allerdings gab es damals noch ganz verschiedene Strategien im Umgang mit dem Anstössigen, erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts setzten sich die genannten venia-Varianten, fast immer in ihrer abgekürzten Form, als geläufigste Etiketten durch. Im 18. Jahrhundert dehnte sich der Bereich des Unsagbaren aus, vor allem die Markierung

von Ausdrücken der Verunreinigung wurde nun immer häufiger und erfasste immer weitere Gegenstände. Wie sich die ritualisierte Distanznahme im 19. Jahrhundert fortsetzte, lässt Sabean offen – die starke Veränderung der Dokumentationsbasis um 1800 mache eine solche Untersuchung schwierig. Von den verschiedenen Bezugsfeldern wie Blasphemie, Unanständigkeit, Beleidigung, denen er die markierten Wörter zwecks Inhaltsanalyse zuordnet, scheint die erwähnte expansive Kategorie der Verunreinigung die interessanteste zu sein. Alles, was mit bäuerlicher Arbeit und mit Erde und den erdnahen Bereichen verbunden war, wurde vom entstehenden bürgerlichen Mittelstand, welcher die Einschub-Praxis vorantrieb, tabuisiert: «... Gänse, Schweine, Kühe, Ziegen und anderes Vieh, aber auch Pferdehaar und Lämmerschwänze, Dünger und Erde, Ställe, Waschhäuser und Futtertröge, Füsse, Socken, Schuhe, Stiefel sowie Hosen gingen als Verunreinigung in die Texte von Beobachtern ein, die immer weniger im Stande waren, Bauern überhaupt noch ausserhalb des Kategorienreichs von Schmutz und Dreck wahrzunehmen.»[15]

Zwei Buchstaben als Indikator für einen säkularen Trend zu verwenden, ist eine radikale Forschungsstrategie. Sie macht Gebrauch vom Indizienwert des Details, in dem sich potenziell eine ganze soziale Welt spiegelt. Der Gehalt dieser unscheinbaren Initialen wird in der Studie weniger behauptet als veranschaulicht, so dass jede Zusammenfassung dürr erscheinen muss. Nur die eigene Lektüre kann einem die Bedeutung der entstehenden Kopfnicker-Kultur wirklich vor Augen führen, die ständig bemüht ist, ihr Selbstwertgefühl und ihr Hierarchiebewusstsein unter Beweis zu stellen (wenn Sie gnädigst geruhen, den Ausdruck *Fuss* zu entschuldigen). Doch Sabean belässt es nicht bei diesem mikrohistorischen Verfahren, sondern gibt Hinweise für eine allgemeine Einordnung. Im Zusammenhang mit der Barockisierung des Hofes und der Verwaltung seien hierarchische Unterschiede mehr und mehr betont worden; das Bevölkerungswachstum, der ungleiche Marktzugang und die Herausbildung politischer Faktionen hätten sich auch innerhalb der Dörfer in einem abnehmenden Integrationsgrad geäussert; das Spiel um Ehre und Unehre sei damit stärker mit sozialen Differenzen verbunden worden. «Innerhalb einer sich mehrenden Artikulation hierarchischer Unterschiede entwickelten mittelständische Schreiber und Amtsleute mit Hilfe der Erweiterung und Veränderung des Verständnisses von Verunreinigung und Schmutz neue soziale Grenzziehungen.» Vielleicht seien die neuen Grenzziehungen im Zusammenhang zu sehen mit dem Übergang von einer christlichen Orientierung auf innere und äussere Reinheit hin zu einer vom innerweltlichen Perfektionsprogramm der Aufklärer angetriebenen Orientierung auf Sauberkeit. Wenn man diesem Unterschied zwischen «Reinheit» und «Sauberkeit» nicht die gebührende Beachtung schenke, so gibt Sabean anmerkungsweise und etwas unvermittelt zu bedenken, dann stelle man Max Webers Vorstellung von der Entstehung der modernen Welt als eines Prozesses der Entzauberung in Frage.[16]

Salvo honore

Seine Studie konzentriert sich auf Württemberg und zitiert daneben, ohne Anspruch auf Systematik, mehr oder weniger parallele Belege für andere mitteleuropäische Regionen. Was kann man aus den Gebieten der heutigen Schweiz beibringen? Sie stellen hier insofern ein interessantes Experimentierfeld dar als sie zu drei grossen Sprachräumen gehören, daneben haben sich kleine Schriftsprachen wie die rätoromanischen gebildet. Zusammen mit der politischen Bedeutung der Mundart führte diese Situation seit dem 19. Jahrhundert zu einer starken Entwicklung der schweizerischen Dialektologie. Ihre Arbeiten und vor allem ihre unpublizierten Materialsammlungen erleichtern der Forschung bei solchen Fragen häufig die Orientierung; zumindest in groben Zügen lässt sich damit rasch ein Überblick gewinnen.[17] In Kürze sei folgendes berichtet.

Belege für lateinische Distanzierungsformeln nach Art von *cum venia* oder *salva venia* (wir beachten hier nur diese Indikatoren, sehen also vom Variantenreichtum der umgangssprachlichen Markierungen ab) finden sich in den Materialsammlungen aller Landesteile und beziehen sich vorab auf Tiere und Tierisches:

• Deutsche Schweiz: *reverenter* «mit Verlaub zu sagen», abgekürzt r. oder rev.; *salveveni* von salva venia, abgekürzt s. oder s. v.; *salvenori* von salvo honore «ohne Verletzung der Ehre zu sagen», abgekürzt s. h.; Belege von 1604 bis Ende 19. Jahrhundert für die Kantone Aargau, Appenzell, Bern, Basel, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Schwyz, Thurgau, Zürich. Hinweise auf umgangssprachliche Integration; fragwürdiger Einzelbeleg für *salvefreni*, mit der Anlehnung an den weiblichen Eigennamen Vreni erklärt.[18]

• Französische Schweiz: *à respect; revereince parla* «mit Verlaub zu sagen»; *salva reverentia; sauf honneur*, abgekürzt s. h.; *sauf respect*, abgekürzt s. r.; Belege von 1593 bis Ende 19. Jahrhundert für die Kantone Fribourg, Valais, Vaud. Teilweise ironischer oder polemischer Gebrauch, v. a. wenn auf Frauen bezogen.[19]

• Italienische Schweiz: *salvonor* in verschiedenen Schreibweisen, abgekürzt s. o., s. h. oder s. h. b. (salvo honore bestie); Belege vom 17. bis beginnenden 20. Jahrhundert, archaisierend bis 1943. Die substantivierte Form für «Schwein» nur in Italienisch Bünden, vgl. unten.[20]

• Rätoromanische Schweiz: *salvaveni* (selten, nur Nordbünden); *salvonur*, in allen bündnerromanischen Sprachgebieten, verschiedene Schreibweisen, abgekürzt s. h., selten s. o.; Belege vom 17. bis frühen 20. Jahrhundert. Die substantivierte Form *il salvonur* «das Schwein» mit archaisierenden Belegen bis 1995.[21]

Insgesamt weisen die Materialien darauf hin, dass gelehrte Distanzierungsformeln seit dem 17. Jahrhundert geografisch weit verbreitet waren, dass sie sich unter Umständen stark in die landläufigen Sprachen integrierten und dass man sie im frühen 19. Jahrhundert mit unverminderter, wenn nicht gesteigerter Frequenz weiter verwendete.[22] Für solche Häufigkeitsaussagen sind die aus heterogenen Quellen gespiesenen Sprachsammlungen allerdings unzuverlässig. Methodisch müsste es aufschlussreicher sein, bestimmte relativ stabile Textsorten über eine längere Zeit

zu verfolgen. Ich greife hier ein Beispiel heraus: die Entwicklung der Gesetzestexte in einer bündnerischen Talschaft an der Grenze zu Tirol. Im Jahr 1592 können die Zivilstatuten des Münstertals Vieh und Mist ohne Markierung passieren lassen, in der inhaltlich fast identischen Version von 1650 beginnt sich der Schreiber dagegen über solche Normalitäten des ländlichen Alltags zu erheben, indem er da und dort ein *s. h.* einstreut. Die Satzungen der Gemeinde Müstair von 1629 brauchen den salvo honore-Vorbehalt in 3 von 13 Artikeln, vor allem für Vieh, das in Verbindung mit dem Friedhof oder dem Schindanger erwähnt wird. In den Nachträgen zur Dorfordnung aus den Jahren 1662 bis 1795 bildet die sprachliche Distanzierung dann den Normalfall. 10 von 11 Artikeln nennen das Vieh, ja sogar den Stall nun «ohne Verletzung der Ehre», und 1815, bei einer Redaktion des ganzen Gesetzes, erhalten die Nutztiere noch in vielen ursprünglichen Artikeln den Zusatz *s. h.*[23] Dass die öffentliche Sprache, und zwar auch die öffentliche Sprache der Bauern im 19. Jahrhundert in dieser Gegend stark von Markierungen durchsetzt ist, lässt sich auch sonst nachweisen. «Bis vor wenigen Jahren», berichtet ein Korrespondent im beginnenden 20. Jahrhundert aus einem nahe gelegenen Dorf, «wäre es nie vorgekommen, dass ein Bauer in einer Gemeindeversammlung etwas anderes gesagt hätte als die salvonur-Ochsen, die salvonur-Kühe, die salvonur-Schafe, die salvonur-Schweine.»[24]

Im Vergleich zur Trenddarstellung für Württemberg sind zwei Dinge hervorzuheben. Die Sprachregelung bezog sich hier auf die «Ehre» (honor) und nicht auf die «Gnade» (venia): Etwa zur selben Zeit als sich die venia-Formeln im deutschen Herzogtum durchsetzten, kam es im Münstertal wie in anderen bündnerischen Gebieten zur routinisierten Verwendung der honor-Formel. Zudem waren die sozialen Beziehungen zwischen Produzenten und Adressaten der neuen Ausdrucksweisen in den beiden Territorien verschieden: Der bündnerische Freistaat, ein Musterbeispiel für lokalistische Machtverteilung, bildete geradezu einen Gegenpol zum verwaltungs- und zentrumsorientierten Württemberg. Ich zögere daher, die Distanzierungspraxis in diesem Fall der Bauernverachtung einer entstehenden bildungsbürgerlichen Schicht zuzuschreiben; vieles deutet darauf hin, dass die Kopfnicker-Kultur starke Antriebe von unten erhielt. Bildhaft gesagt ging die württembergische Variante von Amtsstuben aus, in denen sich die Schreiber fleissig gegen oben verbeugten, um sich der Gnade ihrer Vorgesetzten zu versichern und gleichzeitig gegen unten abzugrenzen, während die bündnerische Variante einen Dorfplatz abbildete, auf dem sich erwachsene Männer durch ständiges Zunicken gegenseitig in ihrer Ehre bestärkten (gegenüber der Tierwelt des Orts bzw. der unscharf davon abgegrenzten weiblichen Sphäre).[25]

Diese Frage der sozialen Antriebe oder Kräfte des Wandels ist ein zentrales Problem in vielen aktuellen Theoriedebatten. Diskussionen über Zivilisierung, Sozialdisziplinierung, Konfessionalisierung und andere Leitbegriffe drehen sich häufig um das Wieviel von oben und Wieviel von unten. Ich denke, dass sich solche Fragen nur in beschränktem Mass generalisierend beantworten lassen, weil die soziopolitischen Kräftefelder und damit die Voraussetzungen für Normeinführung und

Normdurchsetzung regional sehr unterschiedlich sein konnten. Ausgehend vom Bündner Beispiel wäre man sicher geneigt, gegen die traditionelle Überschätzung des Steuerungspotenzials von Obrigkeiten und Eliten ins Feld zu ziehen. Nur: Auf die Idee, mit einem Latinismus den Statuswettbewerb anzuheizen, war auch im Münstertal kein gemeiner Mann gekommen. Erst nachdem die Formel von einer Schicht mit besonderem Kulturhorizont importiert und auf dem lokalen Markt etabliert war, konnten die Kräfte von unten ihre Dynamik entfalten.[26]

Schluss

Eines der Argumente, dem die Kulturgeschichte seit ihren klassischen Anfängen im 19. und frühen 20. Jahrhundert gegenübersteht, ist der Vorwurf, sie besitze keinen bestimmbaren Gegenstand, kennzeichnend für ihre Thematik sei vielmehr das Heterogene und Anekdotische. Der Vorwurf erwies sich als echtes Hindernis auf dem Weg zur Etablierung des Fachs, in der laufenden Auseinandersetzung über den Status von Kulturgeschichte im deutschsprachigen Raum steht er nicht zuunterst auf der Traktandenliste. Viele Vertreter der kulturorientierten Tendenzen reagieren darauf mit dem Hinweis auf weitreichende theoretische und philosophische Entwürfe oder auch nur mit dem Hinweis auf damit assoziierte Namen, welche eine einheitsstiftende Perspektive vermitteln sollen.[27] Damit setzen sie auf eine Strategie, die ebenso verständlich wie problematisch ist. Verständlich deshalb, weil sich andere wissenschaftliche Meinungsführer derselben Rhetorik bedienen und man ohne eine solche Sprache offenbar nicht miteinander kommunizieren könnte. Problematisch, weil die Beschwörung der Synthese vom Kerngeschäft ablenken kann und zu einer Zeit vorgeführt wird, in der sie auf zunehmende Skepsis stösst.

Die beiden Texte, die hier als Grundlage für eine Gegenüberstellung dienten, betreffen ähnliche Themen (formelles Verhalten), doch ihr Anspruch und ihre konkrete Anwendung könnten stärker kaum differieren. Die Modellvorstellung von einem epocheübergreifenden Zivilisationsprozess leidet unter ideologischen Altlasten und bietet keine präzisen Kriterien für die behauptete Entwicklung zur Selbstkontrolle. Ob eine Zivilisierung des menschlichen Verhaltens «auch an einem bestimmten Ort» (wie im Zürcher Oberland) stattfand, ist eine Problemstellung, die angesichts des Allgemeinheitsanspruchs des Modells unangemessen erscheint und nicht zwischen Allgemeinem und Besonderem zu unterscheiden erlaubt. Gerade zu einer solchen Unterscheidung kann der zweite Text anregen. Er beginnt mit der Entdeckung einer sprachlichen Distanzierungspraktik, die zunächst peripher anmutet, durch ihre anhaltende Dynamik aber klar an Interesse gewinnt. Bei der komparativen Betrachtung des Phänomens treten neue Varianten hervor und mit ihnen die Frage nach den Grenzen der Generalisierbarkeit. Der genaue Blick auf einen an sich vertrauten Gegenstand setzt mit anderen Worten einen echten Forschungsprozess in Gang.

Carlo Ginzburg hat schon vor einiger Zeit die erkenntnistheoretische Bedeutung von Indizien unterstrichen in einem Essay, der die bewusste Verwendung solcher Anzeichen in den Humanwissenschaften seit dem späten 19. Jahrhundert skizziert und dieses «Indizienparadigma» mit dem «systematischen Gedanken» konfrontiert.[28] Unsere Textauswahl wurde von ähnlichen Gesichtspunkten geleitet, doch die Schlussfolgerung zielt in eine andere Richtung. Wichtig am Indiz ist nicht nur, dass es potenziell eine grössere Welt spiegelt, sondern auch – und vor allem – dass es eine grössere Entwicklung fassbar machen kann (wie im Fall der venia-Formeln). Unabhängig von einer bestimmten gerade verfügbaren Synthese lässt sich durch den methodischen Bezug auf die Zeitachse eine gemeinsame Perspektive gewinnen. Es handelt sich um eine der möglichen Antworten auf den Vorwurf des Anekdotischen, dem die Kulturgeschichte ausgesetzt ist: Wenn sich ein Phänomen, und sei es ein scheinbar unbedeutendes Indiz, über längere Zeit verfolgen lässt, gewinnt es an historischem Profil und theoretischer Relevanz. Man kann daran ablesen, wo wir vormals waren und wo wir uns heute befinden.

Anmerkungen

1 Der Text ist Teil eines grösseren Forschungsvorhabens über historische Trends am Beispiel der Schweiz; für Diskussionen und Unterstützung danke ich den TeilnehmerInnen des Berner Symposions für Theoriefragen und den MitarbeiterInnen der schweizerischen Dialektwörterbücher.

2 Stephen Menell: Norbert Elias. Civilization and the Human Self-Image, Oxford 1989, v. a. S. 8, 14–18; Hermann Korte: Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers, Opladen 1997, S. 17–20, 113–134, 169–172.

3 Norbert Elias: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Basel 1939, hier Bd. 1, S. XIX–XX; Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes, Frankfurt a. M. 1996, v. a. S. 61, 95, 101, 112; Peter-Ulrich Merz-Benz: Richard Hönigswald und Norbert Elias – Von der Geschichtsphilosophie zur Soziologie, in: Ernst Wolfgang Orth u. a. (Hg.): Studien zur Philosophie Richard Hönigswalds, Würzburg 1996, S. 180–204; gegenwärtig ist eine Revision der frühen Elias-Biografie im Gang, die bisher zum grossen Teil auf späten Selbstaussagen beruhte; diesen Punkt übersieht Gerd Schwerhoff in seinem lesenswerten Beitrag: Zivilisationsprozess und Geschichtswissenschaft. Nobert Elias' Forschungsparadigma in historischer Sicht, in: Historische Zeitschrift 266 (1998), S. 561–605.

4 Später gab Elias dem Trend eine andere Wendung und legte das Gewicht nicht auf die quantitative, sondern auf die qualitative Steigerung der Selbstkontrolle, z. B. in: Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II, Frankfurt a. M. 1989, S. 129.

5 Robert van Krieken: Norbert Elias (Key Sociologists), London, New York 1998, S. 2; Norbert Elias: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen (Norbert Elias Gesammelte Schriften, Bd. 3), Frankfurt a. M. 1997.

6 http://www.ucd.ie/~figurate/prinfigs.html am 19. 10. 1999; Peter Gleichmann u. a. (Hg.): Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt a. M. 1982, S. 21–22, 28, 30, 41–43, 82; für die Rezeption habe ich verschiedene serielle Schriften durchgesehen (Schweizerische Zeitschrift für Geschichte; Schweizerisches Archiv für Volkskunde; Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, jährliche Bände ab 1981; Itinera, Publikationsreihe ab 1985; Traverse. Zeitschrift für Geschichte, ab 1994); die Zitationsquote ist am höchsten in der jüngsten Zeitschrift, fällt aber auch dort klar gegen andere Soziologen ab; ich habe in diesem Sample nur zwei Aufsätze gefunden, die ausführlich auf Elias eingehen.

7 Balz Spörry: Studien zur Sozialgeschichte von Literatur und Leser im Zürcher Oberland des 19. Jahrhunderts, Bern u. a. 1987, S. 295–326.

8 Albert Wirz: Die Moral auf dem Teller dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, zwei Pionieren der modernen Ernährung in der Tradtion der moralischen Physiologie; mit Hinweisen auf die Grammatik des Essens und die Bedeutung von Birchermues und Cornflakes, Aufstieg und Fall des patriarchalen Fleischhungers und die Verführung der Pflanzenkost, Zürich 1993, S. 38; mit der «neueren sozialanthropologischen Forschung» meint Wirz v. a. Mary Douglas, die er neben Roland Barthes, Pierre Bourdieu und Clifford Geertz einleitend als theoretische Referenz nennt (S. 10).

9 Peter Burke: Zivilisation, Disziplin, Unordnung: Fallstudien zu Geschichte und Gesellschaftstheorie, in: Nada Boskovska Leimgruber (Hg.), Die Frühe Neuzeit in der Geschichtsswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge, Paderborn1997, S. 57–70, hier S. 69; für eine recht zufällige, umstandsbedingte Lektüre durch verschiedene Generationen in unterschiedlichen Themenfeldern spricht meine Zitationssammlung (vgl. Anm. 6).

10 Elias 1989, wie Anm. 4, S. 174–178; Menell 1989, wie Anm. 2, S. 195–196, 285 (mit weiteren Verweisen).

11 Vgl. die Kritik aus begriffshistorischer Sicht in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon der politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Stuttgart 1972–1997, Bd. 7, Artikel «Zivilisation, Kultur» (Jörg Fisch), S. 679–774, v. a. S. 681, 722.

12 Menell 1989, wie Anm. 2, v. a. S. 30, 36, 229, 246–250; viele Einblicke in die der Elias-Tradition verpflichtete, aber offen und kritisch geführte Debatte gibt die seit 1994 zweimal jährlich erscheinende Zeitschrift: Figurations. Newsletter of the Norbert Elias Foundation.

13 Burke 1997, wie Anm. 9, S. 68; Menell 1989, wie Anm. 2, S. 241–246, Zitat S. 242.

14 David W. Sabean: Soziale Distanzierungen. Ritualisierte Gestik in deutscher bürokratischer Prosa der Frühen Neuzeit, in: Historische Anthropologie 4 (1996), S. 216–233.

15 Zitat Sabean 1996, wie Anm. 14, S. 233.

16 Sabean 1996, wie Anm. 14, S. 232–233; für den Übergang Reinheit–Sauberkeit in der Aufklärung verweist er auf Ludolf Kuchenbuch: «Säuisches Wirthschaften» auf dem Land als Problem der Volksaufklärung, in: Jahrbuch für Volkskunde NF 10 (1987), S. 27–42; mit der Anmerkung nimmt er Stellung gegen Mary Douglas, welche diesen Unterschied für nicht so erheblich hält: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu, Frankfurt a. M. 1988. Die Problematik ist zu weitläufig, um an dieser Stelle erörtert zu werden.

17 Vgl. Jon Mathieu: Dialektforschung und moderne Geschichtsschreibung. Erfahrungen, Anregungen, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 43 (1993), S. 189–201; ausgesprochen dialektale Ausdrucksweisen sind in den Materialsammlungen freilich systematischer repräsentiert als die hier untersuchten zunächst gelehrten Formeln.

18 Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld seit 1881, Bd. 6, Sp. 648, Bd. 7, Sp. 862; die oben genannten Angaben anhand der Materialsammlung im Institut des Schweizerdeutschen Wörterbuch (Zürich), die noch einige unpublizierte Belege enthält.

19 Materialsammlung des Glossaire des patois de la Suisse romande (Neuchâtel); Philippe-Sirice Bridel: Glossaire du patois de la Suisse Romande, Lausanne 1866, S. 330 schreibt zur zweitgenannten Wendung: «employée par la politesse rustique, quand on nomme une vache, un porc, un lit. Un paysan d'Oron poussait la délicatesse si loin, qu'en parlant de sa femme, il disait toujours: Revereince parla.»

20 Materialsammlung des Centro di dialettologia della Svizzera italiana (Bellinzona); vgl. auch Sandro Bianconi: I due linguaggi. Storia linguistica della Lombardia svizzera dal '400 ai nostri giorni, Bellinzona 1989, S. 156; Mario Fransioli: Il vicinato di Airolo. Gli ordini del 1788, Airolo 1994, S. 117.

21 Materialsammlung des Dicziunari Rumantsch Grischun (Chur). Ich benutze die Gelegenheit, um ein Missverständnis in Sabeans Text zurechtzurücken; mein Hinweis auf *il salvonur* ist dort so ausgelegt, dass die herkömmlichen Ausdrücke für «Schwein» im Rätoromanischen ganz aus der Umgangssprache verschwunden seien (1996, wie Anm. 14, S. 229); in Wirklichkeit wurden sie neben *salvonur* weiter verwendet, sehr häufig in markierter Weise: il s. h. püerch, il s. h. limari usw.

22 Daneben gab es zahlreiche andere Markierungsvarianten. Um ein berndeutsches Beispiel zu nennen: *nid zämezellt* oder *unzämezellt* «nicht zusammengezählt», Entschuldigungsformel v. a. für Vergleiche von Menschen mit Tieren oder von menschlichen mit tierischen Verhaltensweisen, etwa *Di Sau het s äben ou eso gha, nid zsäme zellt, wi albe di Herren Offizier bi de Manöver, si het ou der Gring verlore* (Roland Ris: Berndeutsches Wörterbuch, in Vorbereitung, mit vielen Belegen für das 19. und 20. Jh.).

23 Belege in Jon Mathieu: Die ländliche Gesellschaft, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 2 (Frühe Neuzeit), Chur demnächst (2000).

[24] Beleg für Ftan, Original rätoromanisch, Questiunari 1904–1920 im Dicziunari Rumantsch Grischun (Chur); in der Erhebung widerspiegelt sich der je nach Ort schnellere oder langsamere Rückgang dieser Formelsprache.

[25] Die polemische Verbindung Frau–Tier lässt sich z. B. an Sprichwörtersammlungen nachvollziehen.

[26] Mit weiteren Beispielen: Mathieu 2000, wie Anm. 23.

[27] Aus der breiten Debatte: Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, hg. von Hartmut Lehmann, Göttingen 1995; Kulturgeschichte Heute, hg. von Wolfgang Hardtwig und Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1996; Peter Burke: Varieties of Cultural History, Cambridge 1997; Hans-Ulrich Wehler: Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998; Geschichte und Gesellschaft, Themenhefte: Wege zur Kulturgeschichte (23/1, 1997) und Theorielandschaft (24/2, 1998).

[28] Carlo Ginzburg: Spurensicherung, in: derselbe: Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, München 1988, S. 78–125.